
These 11

Die Lebensleistungen der Menschen im Osten, vor und nach der Einheit, sind im Westen oft nicht genügend bekannt und anerkannt worden. Dabei haben die Menschen im Osten Gewaltiges geleistet. Sie haben das im Zweiten Weltkrieg total zerstörte Land, nach Zahlung von Reparationsleistungen an die Sowjetunion, unter großen Opfern aus eigener Kraft wieder aufgebaut. Doch die Misswirtschaft des SED-Regimes hat die Bevölkerung um die Früchte ihres Fleißes gebracht. Nach der Wiedervereinigung haben die Menschen einen grundlegenden Umbruch von Politik, Wirtschaft und konkretem Lebensumfeld erlebt und selbst aktiv mitgestaltet. Die Ostdeutschen haben allen Grund, auf das Erreichte stolz zu sein.

— . — . —

Vom Volksaufstand zur friedlichen Revolution – Zur Lebensleistung der Ostdeutschen

Konrad Weiß

Im Sommer 1990 revoltierten in vielen DDR-Gefängnissen die Gefangenen. Sie verlangten die Überprüfung aller Urteile, die noch von den Rechtsfunktionären der SED verhängt worden waren, forderten bessere Haftbedingungen und hofften anlässlich der Wiedervereinigung auf eine Amnestie. Um das durchzusetzen, hatten sie sich zusammengetan und Häftlingskomitees gegründet. Besonders die Lebenslänglichen schienen der jungen Demokratie nicht recht zu trauen und hatten zu handfesteren Mitteln gegriffen, um ih-

ren Forderungen Nachdruck zu verleihen. Da sie niemanden aus dem alten Repressionsapparat trauten, bestanden sie auf Gespräche mit Vertretern der Bürgerbewegung.

So kam ich acht Tage vor der Wiedervereinigung zu meiner denkwürdigsten Abgeordneten-Sprechstunde: auf dem Dach eines Gefängnisses in der Nähe von Rostock, wo sich drei Lebenslängliche verschanzt hatten. Sie brachten ihre Forderungen vor; ich hockte zwischen ihnen auf einer Matratze und schielte mit Unbehagen in die tiefen Innenhöfe rechts und links hinunter. Dennoch kamen wir ins Gespräch, und da begriff ich, dass diese hartgesottenen Burschen Angst hatten, Angst vor den Veränderungen, die die Wiedervereinigung mit sich bringen würde. Sie waren in der DDR in den Knast gekommen und fürchteten nun, irgendwann in ein fremdes Land entlassen zu werden, in dem sie sich nicht zurechtfinden.

Dieses Gespräch auf dem Dach ist mir oft in den Sinn gekommen, wenn es um die Schwierigkeiten der Wiedervereinigung ging. Denn für die Ostdeutschen hatte sich ja wirklich alles geändert. Vor allem die alltäglichen Dinge, die anders geworden sind, haben Kraft und Lebenszeit gekostet: neue Gesetze und Ausweise, neue Versicherungen und Steuern, neue Zeitungen und Rundfunkgebühren, neue Autoschilder und Straßennamen, neue Mieten und Lebensmittelpreise, neue Straßenbahnkarten und Urlaubsziele, neue Lehrpläne und Friedhofsordnungen – buchstäblich alles hat sich verändert. Diesen Veränderungs- und Lernprozess bewältigt zu haben, war eine großartige Leistung der Ostdeutschen. Sie wird bis heute nicht gebührend gewürdigt.

Deswegen hat mich das Jammern jener Westdeutschen, für die sich damals auch das eine oder andere geändert hat, immer gestört. Zum Beispiel bei der Rückkehr von Parlament und Regierung nach Berlin. Bereits bei den Verhandlungen zum Einigungsvertrag hatte es mehrere Ver-

suche gegeben, Berlin nicht nur als deutsche Hauptstadt festzuschreiben – was es ohnehin war –, sondern auch als Sitz von Bundestag und Regierung. Anstatt dass Parlament und Regierung Provisorien und Unbilden auf sich genommen hätten, wie alle Ostdeutschen es getan haben, wollten sie erst dann umziehen, wenn in Berlin alles vollkommen vollendet und bereitet ist. Regierung, Bundestag und Parteien wollten nicht auf die Behaglichkeit der Bonner Republik verzichten. Von Pioniergeist war wenig zu spüren.

Ganz anders nach dem Krieg, da hatte es diesen Pioniergeist tatsächlich gegeben, und zwar im Osten wie im Westen. Selbst als Kind habe ich das damals gespürt. Wir mögen uns heute über das euphorische „Auferstanden aus Ruinen ...“ oder „Bau auf, bau auf ...“ mokieren – nach der Katastrophe der nationalsozialistischen Herrschaft hatten viele Deutsche den ehrlichen Willen, mit ihrem Leben etwas besseres anzufangen und vielleicht auch, Schuld und Unrecht wiedergutzumachen. Die Tragik in der sowjetisch besetzten Zone und später in der DDR aber war, dass dort die Siegermacht mit Beihilfe der SED wiederum ein totalitäres System installiert hatte, das nicht minder menschenfeindlich und undemokratisch war als das eben überwundene. Der Stalinismus in der DDR hat einen wirklichen Neuanfang unmöglich gemacht. Tapfere Antifaschisten, die eben den Konzentrationslagern entronnen waren, wurden Büttel des neuen Systems, wurden zu Verrätern ihrer Ideale. Ich zweifle nicht daran, dass viele im guten Glauben gehandelt und im Sozialismus tatsächlich die Alternative gesehen haben. Objektiv aber haben sie daran mitgewirkt, Freiheit, Demokratie und Menschlichkeit zu verhindern und zu zerstören.

Der erste Versuch der Ostdeutschen, sich dagegen zu wehren, war der Volksaufstand vom 17. Juni 1953. In über 700 Städten und Gemeinden der DDR haben Arbeiterinnen und Arbeiter damals gestreikt und demonstriert. Vielerorts

haben sich Bauern und Handwerker, Angestellte und Ingenieure und Lehrer angeschlossen. Über eine Million DDR-Bürger sind damals auf die Straße gegangen und haben für ihre Rechte gekämpft. Am Beginn aller Aktionen stand fast immer der Protest gegen die maßlose Normerhöhung und gegen die wirtschaftlichen und sozialen Misstände im SED-Staat.

Aus den sozialen Forderungen der Arbeiterinnen und Arbeiter wurden alsbald politische Forderungen. „Wir wollen freie Menschen sein“, skandierten die Bauarbeiter, als sie in Berlin vom Strausberger Platz zum Haus der Ministerien zogen. Der Ruf nach Freiheit wurde zur zentralen Forderung des Juniaufstands. Überall in der DDR forderten die Menschen freie Wahlen, die Zulassung demokratischer Parteien, den Sturz des SED-Regimes. Überall verlangten sie die Freilassung der politischen Gefangenen. Überall wollten sie die Abschaffung der Zonengrenzen und die Wiedervereinigung. Und als sich in den Betrieben in der DDR herumsprach, dass in Berlin Arbeiter verhaftet worden waren, beschloss man, so lange im Ausstand zu bleiben, bis diese frei sind.

Der Juniaufstand, das lässt sich ohne Zweifel sagen, war ein politischer Aufstand, der Versuch einer demokratischen Revolution. Und nichts davon war vom Westen eingeflüstert. Es waren die Forderungen einer selbstbewussten Arbeiterschaft, die doch miterlebt hatte, wohin Diktaturen führen, erst die nationalsozialistische, dann die stalinistische Diktatur. Mit beiden Regimen wollten die Aufständischen des 17. Juni 1953 nichts mehr zu tun haben. Was sie wollten, war Demokratie.

Ihr Mut ist nicht hoch genug einzuschätzen. Es war eine Zeit, in der ein politischer Witz, eine politische Losung, ein Flugblatt eine jahrelange Zuchthausstrafe oder gar den Gulag zur Folge haben konnte. Alle, die in jenen Junitagen auf die Straße gegangen sind, kannten die Gefahr. Sie sind den-

noch mitgegangen, haben ihre Angst überwunden, haben gestreikt und demonstriert.

Der Aufstand wurde blutig niedergeschlagen. Mehr als fünfzig Demonstranten wurden erschossen, zu Tode geprügelt, von Panzern überrollt. Zahllose Menschen wurden verletzt. Tausende wurden verhaftet, Hunderte verurteilt. Sie kamen auf Jahre ins Gefängnis oder nach Sibirien. Viele, die sich beteiligt hatten, mussten noch lange berufliche Nachteile oder die soziale Diskriminierung in Kauf nehmen. Diese schlimme Erfahrung hat auf Jahrzehnte die Bildung einer Opposition in der DDR erschwert und verhindert. Auf der anderen Seite wurde das Repressions-Instrumentarium der SED, der es immer nur um den Machterhalt, nie um das Wohl des Volkes ging, immer perfekter und perfider. Nur ganz allmählich wuchsen unter diesen Bedingungen Widerspruch und Widerstand.

Auch in materieller Hinsicht war es für die Ostdeutschen schwerer, mit den Folgen des Krieges fertig zu werden. Da nach dem Potsdamer Konferenzkommuniqué die Reparationen aus der jeweils eigenen Besatzungszone der Siegermächte erbracht wurden, gab es erhebliche Unterschiede. Die DDR hatte lange unter der gründlichen Demontage zu leiden, die die sowjetische Besatzungsmacht in ihrem Einflussbereich vorgenommen hatte. Selbst Bahn Gleise wurden nach Russland verfrachtet. Noch in den 1960er und 1970er Jahren wunderten sich westdeutsche Besucher der DDR über die vielen eingleisigen Bahnstrecken, die Behelfsbrücken, die antiquierten Industrieanlagen. Nur wenigen war es bewusst, dass dies noch immer die Auswirkungen der Reparationen waren, die Folge des doch von allen Deutschen verlorenen Krieges.

Zudem waren 1946 etwa 200 Großbetriebe zwangsweise in Sowjetische Aktiengesellschaften umgewandelt worden und mussten später von der DDR zurückgekauft werden. Die Wismut, eines der größten Uranbergbau-Unternehmen

der Welt, wurde vollständig sogar erst nach der Wiedervereinigung an Deutschland zurückgegeben. Die Sanierung der rücksichtslos ausgebeuteten Lagerstätten dauert bis heute an. – Keine Frage, die Reparationen, die Deutschland zu leisten hatte, waren gerecht und gerechtfertigt; es war das nationalsozialistische Deutschland gewesen, das den Krieg begonnen und seine Nachbarn überfallen hatte. Nur die Lasten des Krieges waren unterschiedlich verteilt, die Ostdeutschen hatten insgesamt mehr zu schultern. Das hat den Wiederaufbau des Ostens gerade in den ersten beiden Jahrzehnten sehr erschwert.

Das andere entscheidende Hindernis war die Planwirtschaft, die sozialistische Kommandowirtschaft der SED, die ein vernünftiges, am Bedarf orientiertes Wirtschaften unmöglich gemacht hat. Was hergestellt und verkauft oder als Sozialleistung erbracht wurde, wurde nicht nach ökonomischen, sondern nach ideologischen Gesichtspunkten bestimmt. Die Regularien der Sozialen Marktwirtschaft, die, jedenfalls im Idealfall, für eine gerechte, ausgeglichene Verteilung der Güter sorgen, galten in der DDR nicht. Die vermeintlichen sozialen Errungenschaften, die manchmal von der SED gnädig gewährt wurden, waren immer mit ideellen oder materiellen Verlusten erkaufte. Für den Einzelnen blieb nur ein sehr begrenzter Handlungsraum, die ideologische Borniertheit der Partei verhinderte sowohl ein gesundes Gemeinwesen wie auch eine prosperierende Wirtschaft.

Was dennoch geschaffen und geleistet wurde, wurde nicht dank, sondern trotz der Sozialistischen Einheitspartei und ihrer Hilfsparteien und -organisationen geschaffen und geleistet. Das macht die eigentliche Aufbau- und Lebensleistung der Ostdeutschen aus. Denn es ist ungleich schwerer und kostet viel mehr Mut, gegen ein unvernünftiges, ideologisch verhärtetes System anzukämpfen, als gegen Mängel und Unvollkommenheiten in einem freiheitli-

chen, demokratischen Gemeinwesen anzugehen. Was hier zwar mühsam und lästig, möglicherweise auch vergeblich sein kann, ist in einem Unrechtsstaat immer mit einem großen persönlichen Risiko behaftet. Nicht wenige DDR-Bürger, die etwas in ihrem Land verändern und zum Besseren wenden wollten, haben die Willkür des SED-Staates grausam zu spüren bekommen.

Warum aber scheinen heute noch immer so viele Menschen dieser DDR nachzutrauern, sie vielleicht sogar zurückzuwünschen? 1977 habe ich in der mongolischen Steppe einen Film gedreht; Geologen und Bergleute aus der DDR und der Mongolei suchten dort gemeinsam nach Bodenschätzen. Einige hatten ihre Familien mit in das Expeditionslager genommen. Von den deutschen und mongolischen Kindern in Salchit, dem fernen Tal des Windes, erzählte mein Film.

Dort in der Steppe habe ich die wohl denkwürdigste Vorführung meiner Filmlaufbahn erlebt. Ich hatte, um mein Team vorzustellen, einen unserer Filme mitgebracht. Die Vorführbedingungen waren abenteuerlich: Der uralte Bildwerfer musste erst instand gesetzt werden, als Projektionsfläche diente eine Schranktür. Der Zufall fügte es, dass unser Film im Heimatort eines der Männer spielte, die dort arbeiteten, in einem Dorf in der Altmark. Da hockte nun dieser gestandene, raubeinige Bergmann, den es schon durch die halbe Welt getrieben hatte, vor dem flimmernden Schrank und schluchzte wie ein Kind. Ich weiß nicht mehr, wie oft wir ihm die Bilder von der Dorfstraße daheim, dem Kirchturm, den Feldern vorspielen mussten.

War das Nostalgie? Die „vom Unbehagen an der Gegenwart bestimmte Hinwendung zur Vergangenheit, die vergangene gesellschaftliche Verhältnisse meist reaktionär und in manipulierender Weise verklärt“, wie es in einem DDR-Lexikon heißt und wie es wohl auch für den in den 1990er Jahren erfundenen Begriff der „Ostalgie“ zu gelten

hätte. War es das wirklich? Oder war es nicht vielmehr eine sympathische, menschliche Regung, Heimatliebe, Heimweh. Aber Heimweh nach dem, was Heimat ausmacht: Menschen, Landschaften, Häuser, ein Geruch, ein Licht – nicht ein Staat und erst recht nicht eine Partei.

Wenn heute von der DDR gesprochen wird, geht manches durcheinander. Das Erinnern hat immer eine persönliche und eine politische Dimension. Wenn man das nicht beachtet und sorgsam trennt, tut man den Ostdeutschen schnell Unrecht. Bindungen an das kulturelle und soziale Umfeld, in dem man aufgewachsen ist und gelebt hat, sind doch etwas Natürliches und Gesundes. Das ist gelebtes Leben, ist Teil der eigenen Biographie. Die kann einem niemand streitig machen oder entwerten, wie das oft unterstellt wird. Jeder hat allein die Hoheit über seine Erinnerung.

Für mich war daher auch die Eile erschreckend, mit der sich bei der Wiedervereinigung viele DDR-Bürger von der Kultur, die sie jahrzehntelang getragen hatte, losgesagt haben. Die Leichtfertigkeit, mit der Bücher, Bilder, Filme, Schallplatten – gelebtes Leben also – auf den Müll geworfen wurden. Frisch gedruckte Bücher wurden eingestampft, Bibliotheken geplündert, Bilder abgehängt, Filmlager auf die Halde geschafft. Niemand hatte das von den Ostdeutschen erwartet oder verlangt, niemand hatte ihre Lebensleistung in Frage gestellt. Mit den Freundschaften, den Beziehungen gingen viele nicht minder leichtfertig um.

Der Umschwung kam bald – aber wiederum verquast und eher skurril. Mit einem Mal wurde ein albernes Piktogramm, das „Ampelmännchen“, sinn- und identitätsstiftend. Der volkseigene Plunder, den man in der DDR nur gekauft hatte, weil es nichts besseres gab, erhielt Kultstatus, wurde gesammelt und oft genug von cleveren Kapitalisten en masse neu produziert. Und selbst die ehemals verhassten Insignien der Macht – Uniformen, Orden, Fahnen –

kehrten zurück und wurden Nippes in ostdeutschen Schrankwänden.

Und das ist nun wirklich Nostalgie, wenn das System, das Menschen gegängelt, entmündigt und geschunden hat, im Nachhinein verklärt und verharmlost wird. Wenn die Frage nach dem bitteren Preis, den der sichere Arbeitsplatz, die billige Wohnung, die soziale Sicherheit hatten, nicht mehr gestellt wird. Wenn die Realität verdrängt und die Erinnerung schöngefärbt wird. Diese Rückwendung ist der Versuch, totale Herrschaftsstrukturen zu konservieren, und die Verantwortung für das eigene Handeln auf andere abzuwälzen, auch auf den Staat. Diese politische Nostalgie ist ein Ausdruck von Unmündigkeit und andauernder Abhängigkeit.

Deshalb wird sie von den Feinden der Demokratie eifrig geschürt. Das Wir-Gefühl, das die ehemalige Staatspartei den Ostdeutschen einzureden versucht, ist zutiefst demagogisch. In der DDR gab es das nie. Die Mehrheit der Ostdeutschen hatte und hat mit den Genossen nichts im Sinn. Den Bergmann in der mongolischen Steppe, von dem ich erzählte, hat es doch nicht vor Sehnsucht nach der Partei geschüttelt! Ich bin mir sicher: Wer so wie er sein Land liebte, hat weder der SED noch der DDR eine Träne nachgeweint.

Das war dann auch die wichtigste Leistung der Ostdeutschen dieser Generation: die friedliche Revolution, die Überwindung des totalitären SED-Regimes aus eigener Kraft und die Schaffung eines freien und demokratischen Landes. Erst das hat die Wiedervereinigung möglich gemacht. Natürlich haben dabei auch andere Faktoren eine Rolle gespielt: das Vorbild der viel mutigeren Polen, Ungarn und Tschechen, Michail Gorbatschows Perestroika, die Entschlossenheit Helmut Kohls, die Bereitschaft der Siegermächte, ihre Vorbehalte und Ansprüche aufzugeben. Und nicht zuletzt die Sympathie, mit denen zahllose Men-

schen in der alten Bundesrepublik und im Ausland den Umbruch in der DDR begleitet haben. Aber das Entscheidende haben die Ostdeutschen allein geleistet: Es war wirklich ein Wunder, dass aus der schwachen Kraft der Andersdenker, der Oppositionsgruppen und Bürgerbewegungen ein friedlicher Volksaufstand geworden ist, der, anders als im Juni 1953, nicht mehr eingedämmt und niedergeschlagen werden konnte, sondern alle seine Ziele erreicht hat. Es war ein Wunder, dass so viele bis dahin entmutigte, eingeschüchterte oder gleichgültig gewordene Ostdeutsche dem leisen Ruf der Bürgerbewegungen gefolgt und selbst zu Menschen geworden sind, die etwas bewegt und verändert haben. Diese friedliche Revolution war eine wirklich historische Leistung, eine Leistung, auf die alle Deutschen stolz sein können.